

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

150 (1.7.1922) Die Mußestunde

nicht nur alle Arten von Männerleibern, sondern auch die Frauengewänder, ja sie hatten sogar die ganze Wehzeugnäheri. Später konnten dann auch Frauen als selbständige Meisterinnen in die Kunst eintreten und durften selbst A Beiterinnen haben und Lehnmädchen annehmen. Man suchte ihre Aufnahme in die Kunst durch Festsetzung geringerer Aufnahmegebühren zu erleichtern. So zahlte in Frankfurt eine Frau, die das Schneiderhandwerk treiben wollte, 30 Schilling und ein halb Viertel Wein, ein Mann dagegen 3 Pfund und ein Viertel Wein.

So lassen sich noch eine Reihe an anderen Handwerken nachweisen, die im Mittelalter Frauen im Amt hatten. Es waren Gewerbe, welche der Natur ihres Betriebes nach für das weibliche Geschlecht geeignet waren, denn es war festender Grundsatz des alten Handwerkerrechts, daß niemand in der Kunst sein sollte, der das Gewerbe nicht mit eigener Hand treiben könne.

Bald aber wuchs die Konkurrenz der Frauen innerhalb der Zünfte und die der ausschließlich weiblichen Zünfte den Männern über den Kopf. Die Gesellenverbände hingegen an sich zu weigern, neben den weiblichen Arbeiterinnen zu dienen. Die Meister sagten über die Weimärkischen Zünfte, die die Zünfte beschlossen, wurde schließlich in die Ratsschlüsse und landesherrlichen Verfügungen aufgenommen. Sie verboten nicht nur die Arbeit der Frauen in den Zünften, sie hielten sie auch für schändend, indem sie die mit den Frauen arbeitenden Männer als unredliche bezeichneten. Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts waren die Frauen aus dem zünftigen Handwerk hinausgedrängt und das männliche Geschlecht wurde überall zur Verbindung des Eintritts. Die Folge war, daß nun die Frauen in steigendem Maße im eigenen Hause beschäftigt werden. Da diese Beschäftigungsweise an keine zünftigen Bestimmungen gebunden war an keine Werkstatt, so bildete sie für die Frauen wohl einen in ihrer Not sehr gesuchten, aber auch einen sehr kümmerlichen Erwerb, für die Auftraggeber ein um so glänzenderes Geschäft. Zu spät erkannten die Männer, daß die größte Gefahr in dieser gänzlich unkontrollierbaren Konkurrenzarbeit der Frauen liegt. Aber auch die Frauen erkannten nicht, wie sehr sie sich selbst schädigten dadurch, daß sie sich durch Unterbietung, durch Rohndrücke statt zu Arbeitsgenossen der Männer zu Schädlingen machten. Diese Erkenntnis fehlt leider auch heute noch. Die wahnsinnige Erneuerung zwingt weite Kreise der Frauen des Mittelalters, ihre Einkünfte und Bezüge zu erhöhen. Sie übernahmen Heimarbeit, die durchwegs oft bis zur Hälfte schlechter bezahlt wird, als die Arbeit in der Fabrik. Die Frauen begnügen sich damit, da ihr Verdienst in vielen Fällen zur Ergänzung eines Einkommens, entweder des Mannes oder von Pensionen, Renten usw. dient. Mit Entsetzen hören wir, daß bei angestrengter zehnstündiger Arbeitszeit bei Anfertigung von Herrenhosen 100—120 M wöchentlich verdient werden, bei dem Nähen von Schürzen, Damenblusen, Hauskleidern bei achtsündiger Arbeitszeit wöchentlich 175 bis 250 M. Diese Beispiele lassen sich ins Unendliche vermehren.

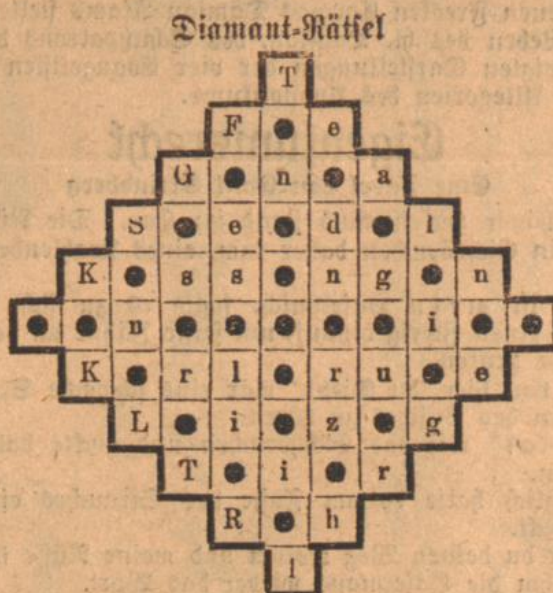
Das Kunstgewerbe ist überwunden. An seiner Stelle haben wir die großen gewerkschaftlichen Organisationen. Keine arbeitende Frau, welchem Stand sie auch angehört, sollte diesen fern bleiben. Sonst würden die Frauen gegenseitig Lohn drücken. Sie beeinflussen auch die Löhne der in den Fabriken arbeitenden Frauen ungünstig. Sie vermehren aber auch die Zahl der Gegner der Frauennarbeit und durchbrechen schließlich das Prinzip der Gleichberechtigung, die keineswegs politisch aufrecht zu erhalten ist, wenn die Frau auf dem Gebiet der Arbeit sich selbst auf eine so niedrige Stufe schweben läßt. Wir verlangen freie Wahl auch der Tätigkeiten, Erschließung aller öffentlichen, rechtlichen wie aller Arbeitsgebiete für die Frauen. Aber von diesen müssen wir dann auch verlangen, daß ihre Leistungen denen der Männer gleichwertig sind und gleich eingeschätzt werden, nicht auf dem Wege der einseitigen Zünfte, sondern auf dem anderen der Organisationen und Genossenschaften.

Spruch

Es ist nicht ein bloßer frommer Wunsch für die Menschheit, sondern es ist die unerlässliche Forderung ihres Rechts und ihrer Bestimmung, daß sie so leicht, so frei, so gebietend über die Natur, so echt menschlich auf der Erde lebe, als es die Natur nur irgend gestattet. Der Mensch soll arbeiten; aber nicht wie ein Leutler, das unter seiner Würde in den Schlaf sinkt und nach der nordürftigen Erholung der erschöpften Kraft zum Tragen derselben Würde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos, mit Lust und mit Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Gerd u. Cie.; beide in Karlsruhe, Durlacherstraße 24.

Rätfellecke



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, und zwar derart, daß wogerecht zu lesende Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so ist die längste Rechte mit der längsten wogerechten Seite gleichlautend. Paul S.

Besuchskarten-Rätsel



Ein Herr in München machte die Bekanntschaft einer Dame. Sie überreichte ihm ihre Visitenkarte: Meta Riz, München. Als er sich nun erkundigte, ob sie einen Beruf ausübe und welchen, sagte sie und meinte, wenn er das wissen wolle, möge er die Buchstaben der Karte umstellen. Was war die Dame?

Scharade

Die erste ist aus Seide gebaut, Die zweite man im Walde schaut, Das ganze ist des Holzes Feind; Nun sage: was ist wohl gemeint?

Rätsel

Seh' einen Laut als Silbe hin, Nimm dann die Hälfte von Berlin, Und mit vier Weinen grunzt's im Tann; Ein Schwanzel wohl ist hinten dran.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 25. Woche

Widerrätsel: Im Grabe hat man noch Zeit genug. Buchstabenrätsel: Der Buchstabe „D“. Buchstabenrätsel: Ende — Erde — Espe. Rätsel: Haut, Haus.

Wichtige Lösungen sandten ein: Leopold Müdert jr., Egid Schmitt, Frau M. Günther, Fräulein Luise Wafener, Ludwig Hummel, Franz Repple, Emma v. Schmidtsfeld, Hilde Schnatterbeck, Karlsruhe; Mathilde Feinsingerling, Gogsfeld.

Witz und Humor

Problem. Wubi liebt die Großmama schwämerisch. „Wenn ich groß bin,“ sagte er zu seinem Vater, „heirate ich die Großmama.“ — „Aber Wubi,“ sagte der Papa, „du kannst doch nicht meine Mutter heiraten.“ — „Warum nicht, Papa. Du hast ja meine Mutter auch geheiratet.“

Zur Wohnungsnot. „Ich habe jetzt ein so kleines Zimmer, wenn da die Sonne reinkommt muß ich rausgehen!“ — „Das ist noch gar nichts — unter Eßzimmer ist so niedrig, da können wir nur Flundern essen!“ (Werk. III. 31a.)

Ganze Arbeit. „Denk Dir bloß, auf offener Straße bin ich überfallen worden, Ihr, Börse, Notizbuch, kurz und gut, alles hat man mir genommen.“ — „Ich dachte, Du hättest immer einen geladenen Revolver bei Dir?“ — „Hab ich auch, den hat der Kerl mir aber auch weggenommen!“

Die Mußestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

Lege das Ohr an die Erde ...

Lege das Ohr an die Erde und höre ... und du wirst Aufgestampft hören, in weither Ferne nur, aber näher und näher Kommend.

Es ist die Zukunft auf lichtreichen Pfaden ... eine goldene Krone im blauen Banner ... die Krone des Menschen und seines Sieges und seines Königtums!

Warte dich auf aus deinem Matag und gürt die Schwert um deine Lenden und kämpfe ihr entgegen ... Denn noch ist ... Kampfeszeit!

Cäsar Flaischlen.

Der Sperber*)

Es stand einmal ein reiches und schön gebautes Kloster im Lande, darinnen gar sitzame Frauen lebten. Die alten wie die jungen lalen und sangen, was dem Herrn wohlgefiel. Daneben webten und wirkten die Frauen, zeichnen sie und schrieben schöne Bücher.

Von altersher war es Brauch bei den Nonnen, daß kein Mann ihr Kloster betreten durfte. Nur wenige von den älteren Schwestern, die dazu bestimmt waren, war es erlaubt, durchs Tor zu gehen, um draußen Geschäfte zu regeln. Die jungen, unerfahrenen Mönchlein aber blieben stets hinter der Mauer, allwo die Schulmeisterin sie lehrte, nach rechter Art zu beten, zu sprechen und zu gehen, im Chore zu stehen und sich zu verneigen. So lieblich waren die Mönchlein anzusehen, daß Gott ihren rosenroten Mündlein keine Witte verlagern konnte.

Eine aber unter ihnen war von besonderer Schönheit. Fürwahr, wäre sie in der Welt gewesen, so hätten die Leute gelacht, daß sie untadelig war an ihrem Leibe und ihren Sinnen. Nur eines fehlte dem Mädchen: sie wußte nichts von den Sitten im Lande und davon, wie die Menschen zueinander standen.

Cäsar fünfzehn Jahre war sie im Kloster, ohne nur einmal von der Welt erfahren zu haben, als sie eines Tages an der Ringmauer stand, die das stille Haus umgab, unweit von dem Tore, das nach der Landstraße ging. Da kam ein Ritter hoch zu Ross seines Weges daher. Der führte auf der Hand einen Sperber. Das Mönchlein hatte noch nie ein so schönes Gefieder gesehen; sie grüßte gar sitzsam den stolzen Reiter und fragte, ob er das Vöglein weit mit sich führe. Als es der Ritter verneinte, lobte sie die Schönheit des Tieres, seine runden Augen, sein weiches Gefieder und den Schnabel, aus dem wohl süßer Gesang erklingen mochte; am Ende aber pries sie die Dame, der eine solche Gabe anzuheimbrachte: immerdar müsse sie dem Schenker hold sein.

Der Ritter merkte wohl, daß das Mönchlein ein dummes, einfältiges Ding war, nannte ihr den Namen des Vogels und erklärte, daß er ihm wohlfeil sei. Da fragte das Mäd-

chen, daß es kein Geld besäße, den schönen Sperber, den es so gern hätte, ihm abzukaufen. Jedoch ansonsten wollte es ihm geben, was ihr nur immer zu eigen sei.

Der Ritter war ein böser Geiell: ihre Minne forderte er als Kaufpreis für den kostbaren Vogel.

„Meine Minne wollt Ihr als Lohn?“ sprach da das dumme Mönchlein, „meine Minne ...? Gern würde ich sie Euch schenken, wenn ich nur wüßte, was Ihr unter diesem Worte versteht. Ich habe in meinem Schrein verwahrt zwei Bilder, drei Nadeln, eine Schere, zwei neue Saarbinden, mein Feiertagsgewand und dazu noch meinen Koller; das ist all mein Besitz. Macht Euch ein Ding davon aus, werks dann meine Meisterin, daß mir einer der Schätze fehlt, so wag sie nur zürnen. Gern will ich die Strafe dulden, hab ich mir doch das schönste Spielzeug erkauft.“

Dem Ritter wars weder um ein Bild, noch ein Haarband zu tun, ihren schönen Leib wollte er genießen.

„Laßt mich Eure Minne suchen, wenn Ihr nichts von ihr wißt,“ sprach er zu dem Mädchen, „gar leicht will ich sie finden. Kommt von der Mauer herab. Am Walde soll mir der Kaufpreis zu eigen werden.“

„Aber wie finde ich dann den Weg ins Kloster wieder?“ gab ihm das Mönchlein zurück.

Der Ritter war ob einer Antwort nicht verlegen. „Dafür laßt mich nur Sorge tragen,“ sprach er, und hob die süße Last von der Mauer herab.

Gar heimlich und achtsam, daß niemand davon merkte, führte er das Mädchen an der Hand hinübere in den nahen Wald. Unter den Bäumen im grünen Graie ließ er sie ruhen. Sein Ross band er an einer Linden Ast, und den Sperber dazu.

„Ach, wie die Welt so weit und schön war! Wie die Vöglein jubelten ins weite, freie Himmelsblau, und die Sonne, strahlte im grünen Wald, dem wofl keine Grenze gegeben ward! So recht wars zum freudebringenden Minnepiel ...“

Den beiden ward es denn auch bald zur Luft: der Ritter fand, was er gesucht, und die Schöne redete ihm zu, sie wieder und wieder zu küssen und zu herzen, auf daß ihm ein rechter Preis für den Sperber werde. „Denn wer ein Ding gewinnt,“ so sprach die Einfalt aus dem Mädchen, „und zahlt es nicht nach seinem Wert, der begeht fürwahr ein sündhaft Werk.“

Der Ritter ward nicht müde, den Rat der Freundin zu befolgen. Er dachte in seinem Sinn, daß nie einem so köstlicher Lohn für ein kleines Vöglein geworden sei.

Als es Zeit ward, daß die Nonne wieder zu den Frauen heimkehrte, hob sie der Ritter aufs Mauerwerk, nahm Abschied und vitt auf seinem Ross dahin! ... Nun höret, wie's dem Mädchen im Kloster erging. Sie lief und eilte, den Sperber auf der Hand, ihre Meisterin zu suchen, und rief ihr entgegen: „Schaut her, liebe Weibme, dieses hübsche Vöglein ward mein zum Spiele! Ich hab es gekauft so leicht, wie noch keines ein Kleinod erwarb. Nicht einen Pfennig mußte ich zahlen. Ein Ritter, gar wunderschön, hat mirs gegeben. Ach, daß ihm immer dafür Glück beschieden sei! Nur eines lieh ich ihm dafür suchen,“ so fuhr das dumme Mönchlein fort, „eines, das er Minne nannte. Noch nie hatte ich davon gehört, noch nie erfahren, melch wertvolle Gabe die Minne ist. O, daß doch einer ins Kloster wäre, der so meisterlich wie der Ritter verstände den Schatz zu heben, der den Mädchen innewohnt.“

Ihr werdet's glauben, daß die Meisterin ob dieser Red in heftiges Zürnen geriet. Sie schalt das Mönchlein ein einfältig Ding, das schwere Sünde begangen, und Gottes

* Aus „Deutsche Liebesmärchen nach alten Quellen“ von Fritz Geratkewohl, Verlag Ravens u. Co., München. Eine sich enger an das Original anschließende Übersetzung der „Märchen vom Sperber“ von Paul Ruchmann mit Bildern von Alfred Goldhaar ist im Verlag der „Zeits“, Meisen, Burgstraße 9, erschienen.

Strafe verdien. Festige Schläge fuhren auf den jungen Leib, bis das Mädchen schluchzend am Boden lag.

Als dann die Alte von ihr ginz, war das Mönchlein im Gedanken, wie sie wohl den Sinn der Mestlerin ändern könne und bei der Strengen wieder gute Aufnahme fände.

Drei Tage war sie in banger Sorge, da kam ihr der Gedanke, an die Mauer zu treten und Ausschau zu halten, ob nicht der Ritter wiederum die StraÙe zöge. Gott war ihr gnädig in ihrem Wunsch: rasch kurzer Frist gewahrte sie das weiÙe Ross, und der Ritter, der ihr so böÙe StraÙe gebracht, kam seines Weges daher.

„Hebt mich von der Mauer,“ rief sie ihm entgegen, „auf daß ich meine Minne wieder von Euch empfangen, die Ihr mir nahmt. Hier ist das Wägelin, nehmt es zurück in Eure Hut, denn mir brachte es großes Schellen und Schläge ein. Mein Mogdum hält ich verloren, laßt die Rubine, und schenke Eüde gegangen, da ich Euch Minne gab, wie Ihr's verlangt. Lebht mich von der Mauer und gebt mir für das Wägelin meine Minne wieder!“

Der Ritter war gern bereit, der Bitte zu folgen und sprach: „Mädchen, wie du willst, so soll's geschehen!“

In Weibesgras unter den Linden, alwo er die Minne genommen, gab sie der Ritter zurück. Gar eifrig war das Mönchlein bedacht, daß seine Rüsse so viele waren und so heiß, wie sie das erstmal von ihm empfangen, denn Gleiches kann nur mit Gleichem vergolten werden.

Als sie dann vermerkte, des Rosses sei so viel gewesen, als an Tag da sie ihr Mogdum verlor, drangte sie Mönchlein zum Entschließen. Raun daß der Ritter ihr folgen konnte, eile sie hurtig dem Kloster zu.

Reichlich und guter Dinge ließ sie zur Mestlerin, hoben Strauss da über, daß sie wieder zu den, was sie verloren hatte. Alle die der Ruhme erzählte, wie sie bedacht gewesen, daß die Ehre und Minne zurückstatten werde, da wolle die Alte wiederum schelten und strafen. Jedoch Gott gab ihr zur rechten Zeit das Besinnen, daß sie selber nicht schuldlos war am Geschehe des Mönchleins: warum hatte sie die Fänge nicht besser behütet? Wachte sie doch, daß es nicht für den, der ein schädliches Feuer erkennt, die andern davor zu schiltten.

So nahm denn die Ruhme den Bößling wieder in Gnaden auf und vergaß beizetten die Hände, die ein unerfahrenes Mädchen begina...

Bruchsal und sein Schloß

In unserm mit Naturschönheiten so verschwenderisch gesegneten Badner Land gehört der Kraichgau, die weite Hügelandschaft, die sich zwischen Schwarzwald und Oberrhein dehnt, nach Westen mächtig zur Rheinebene abfällt und nach Osten in das ähnlich geartete Neckarhügelland übergeht, nicht zu den ob ihrer natürlichen Reize vielbesuchten Landschaften. Und doch hat die Gegend ihre eigene Schönheit, die allerdings anders geartet ist als die bald wilde, bald idyllische Romantik des Schwarzwaldes oder die stille Reize des Oberrheins. Es ist die Schönheit der weiten Ebene, der sich mittenweit in ihr erstreckenden einsamen Wälder, die Schönheit der lieblichen, fruchtbaren Auen; der sanfte Schwung der welligen sonnigen Hügel, der leicht geneigten Täler mit ihren langsam fließenden, wasserreichen Bächen geben der Landschaft etwas Familienähnliches. Das milde, gleichmäßige Klima der Kraichgau-Ebene, das sich auch nach Osten fortsetzt, ein selten ertragreicher Boden machen die Gegend zu einer der fruchtbarsten des ganzen Landes. Volkreiche, wohlhabende Ortschaften mit einer lebensfrohen und doch arbeitssamen Bevölkerung liegen inmitten blühender Gärten.

Bruchsal, die alte, schmude Hauptstadt des unteren Kraichgaaes ist von altersher der geistige, politische und wirtschaftliche Mittelpunkt der Landschaft. Am Austritt des Saalbaches aus dem Hügelland in die freie Ebene, teils am Gang und Hügel, teils in der Ebene sich redend, bietet Bruchsal heute das Bild einer freundlichen, aufstrebenden, handels- und gewerbetreibigen Mittelstadt.

Der das heutige Bruchsal durchstreift, vermutet in ihm nicht eine der ältesten Ansiedelungen des Landes, die urtümlich schon 937 auftritt, aber zweifellos viel älter ist. Hier lag schon ein keltischer Königshof, der die vieljährige Herrschaft der Römer in diesem wichtigen Teil des Neckarlandes überdauert, der die blutigen Kämpfe der Franken

und Alemannen geschaut und in germanischer Zeit sich zu einem großen königlichen Kammerhof wandelte, im die deutschen Kaiser oft längere Zeit Hof hielten, um in der weitläufigen Lufthardt der Jagd obzuliegen. Von 1056, da Kaiser Heinrich III. den Hof samt dem ganzen Gebiet dem Bischof von Speyer schenkte, bis 1803, als das rechtsrheinische Gebiet des Bistums Speyer an das neue Großherzogtum Baden fiel, vollzogen sich Bruchsal's wechselvolle Schicksale unter dem Krummschwanz von Speyer. Viel Krieg und Unruhe, Blut und Brandstobad, schließlich fast völlige Zerstörung waren das unersprechliche Los der Stadt bis der Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn (1719-43), des ewigen Aders mit dem eifertätig auf seine Reichsfreiheit pochenden Speyer müde, seine Residenz hierher verlegte und seit 1722 nicht nur ein prächtiges Schloß, die Damiansburg, erbaute, sondern eine ganz neue Stadt schuf, die in ausgezeichneter Weise den Charakter seiner Epoche trägt, den der Barockstadt. Das 18. Jahrhundert war durch den Glanz der fürstbischöflichen Hofhaltung und die Fürsorge der Bischöfe die prächtigste Blütezeit der Stadt, der nach Aufhebung des Fürstbistums eine Zeit des Niederganges folgte, bis das ausklingende 19. Jahrhundert die ersten Anzeichen einer neuen Epoche vielversprechenden Aufschwings brachte.

Unter dem Gesichtsmittel des Barock und seiner künstlerischen Fortsetzung des Rokoko, will das heutige Bruchsal in erster Linie historisch begriffen werden und so gesehen, nimmt es nicht nur allein wegen seines unergreiflichen Schloßes, das man als seiner Innendekoration mit Recht eine „Perle des Rokoko“ genannt hat, eine hervorragende Stelle im Kranz der durch historisch-künstlerische Denkmäler bemerkenswerten Städte Süddeutschlands.

Das Schloß ist Bruchsal's Adel, eine der glänzendsten Schloßanlagen, aus über 40 Gebäuden bestehend, mit hervorragender Grundrißlösung. Seine Bedeutung liegt in der Gesamtanlage und in der einzigartigen Innenausstattung, wegen der Aufhängeschlösser mit ihrer die architektonische Gliederung — italienischen Vorbildern — erscheinenden Scheinmalerei zurücktreten muß. Das Leuchter — von Schönborn erbaute — ist einfacher Frühbarock, die Innenausstattung — vornehmlich unter Fürstbischof und Kardinal Franz Verolme von Suttin (1743 bis 1770) ausgeführt — ist edelstes Rokoko, das sich von den einfachen Formen im Fürstensaal über die Steigerung im Treppensaal zur höchsten Vollendung im Marmoraal wandelt. Von Kallstatter Neumann, dem großen Barockkünstler des 18. Jahrhunderts, dem das Schloß irrtümlicherweise oft zugeschrieben wird, stammt die reichste Treppenhauseinrichtung, er hat auch die Stuckarbeiten und die Ausmalerei überwacht. Das Hufeisenförmige Hauptgebäude, aus Corps de logis, Kammer- und Kirchenaal nebst 2 Verbindungsbauten bestehend, umschließt einen prächtigen Ehrenhof mit Springbrunnen und grüner Teppichgärtnerei. In der Eingangshalle wurden anlässlich der unter Aufwand großer Mühen des stark verachteten und nur wenigen Kennern bekannten Schloßes, interessante Fresken des Rokokostylermalers, befindet sich das Hauptgangbild, im Kuppel des Treppenhauses, das sein Bild von zwei Rokokofrauen empfängt, ist mit Bildern aus der Geschichte Peters von der Hand des Münchener Kofarines Bid dem Meisters reich bemalt. Ostlich des Treppenhauses liegt der Fürstensaal (einfacher Rokokoaal) mit Bildern einiger Fürstbischöfe. Von der Altane geniebt man einen schönen Blick auf die östlichen Nebengebäude und die gegenüberliegende Anhöhe, die sog. Referte mit dem Welvedere im Stadtpark. Rechts und links an dem Fürstensaal schließen sich die einfacher gehaltenen Wohnräume an. Nach Süden festelt unser Interesse das sogenannte Watterkabinett, in dem von der Hand des jüngeren — Januaris — Bid auf Wänden, Türen und Fensterläden, in tiefrotem Rahmen gefaßt, reizende Miniaturen recht anmutig gemalt sind. Gen Westen liegt die lange Flucht der Brunnensäle, die im Marmoraal gipfeln, von dem ein neuer Kunsthistoriker sagt, daß er „der Schöne ist, was der Rokoko ist, in- und außerhalb Deutschlands hervorgebracht hat“. Die Stuck- und außerhalb Deutschlands hervorgebracht hat“. Die Stuck- und außerhalb Deutschlands hervorgebracht hat“. Die Stuck- und außerhalb Deutschlands hervorgebracht hat“. Die Stuck- und außerhalb Deutschlands hervorgebracht hat".

Vom Ballon des Marmoraales hat man einen prächtigen Blick in den Schloßgarten mit seinen herrlichen Bestand an allen weltanschaulichen Bäumen und feinen reifen, edlen Rosenpflanzungen, seinen lauschigen Buehgruppen, kostl. Statuen (Elemente, Jahreszeiten und Hellschädel) und halbverborgene Waffina beleben das Bild.

Die Schloßkirche, im Neuhern gar nicht kirchlich, zeigt im Innern den reinen Barock aus der Zeit Schönborns. Die gut erhaltenen Fresken Cosmas Damian Stamos stellen Szenen aus dem Leben des hl. Damian, des Schutzpatrons der Kirche, dar und zeigen Darstellungen der vier Evangelisten und wirkungsvolle Allegorien des Apostolstums.

Eigentumsrecht

Eine Fabel von Emil Strindberg

Ein schöner Hofstaat stand im Jag. Die Rüsse waren reif, als ein Eichhörnchen daher kam, eines freudigen Augusttages.

„Dies ist mein Hofstaat, sagte es zu sich selbst und sprang auf einen Zweig hinauf, um seine Zähne an den ledernen Früchten zu prüfen.“

„Fort von hier, du Dieb!“ war eine schwache Stimme aus dem Innern des Busches zu hören.

„Wer da?“ rief das Eichhörnchen und guckte bald hierhin, bald dort hin.

Schließlich hatte es am FuÙe des Strauches eine Haselmaus entdeckt.

„Willst du deinen Weg trocken und meine Rüsse in Frieden lassen,“ nahm die Haselmaus wieder das Wort.

„Deine Rüsse?“ grinst das Eichhörnchen und machte sich, was es nur konnte, über die Rüsse her, ohne sich zu genieren.

„Daß kein Dieb da!“

„Mit welchem Recht, wenn ich fragen darf, gehört dieser Busch dir?“

„Kraft des jus primi venientis, kraft des Rechts des Zuerstkommenden, wenn du so willst.“

„Sehr gut, mein Herr, und ich eigne mir ihn an, kraft des jus primi occupantis, kraft des Rechts des zuerst in Besitz Nehmenden. Gewalt geht vor Recht. Ich bin der Stärkere, also habe ich den Vorrat vor dir, nicht du!“

„Was hast du da zu tun?“ plapperte der Eichhörnchen, durch den Baum herbeigekollt. „Daß meine Rüsse sein, sonst sollst du mal sehen.“

„Eichhörnchen, sie, mein Herr,“ antwortete das Eichhörnchen, „aber ich habe eben diesen Busch entdeckt.“

„Doch du meinen Busch entdeckt hast, glaube ich schon, aber mit welchem Recht hast du dich seiner bemächtigt?“

„Ich habe ihn genommen kraft des...“

„Du hast ihn ganz einfach genommen. Und nun komme ich und nehme ihn wieder.“

Im selben Augenblick, wie der Eichhörnchen auf das Eichhörnchen losstürzte, fällt ein dichter Steinregen auf die Streitenden nieder, die sich schleunigst aus dem Staube machen.

„Solche Reder,“ schrien die Jungen, die dem Hufeisenmännlein hergekommen waren, „sicht kriegen sie nichts für ihre Mühe.“

„Und die Jungen singen an, die Rüsse in ihre Mägen zu pfänden.“

„Ich glaube man, amüsiert sich da hinter den Büschen,“ brumme der Rächer, der jetzt den Schauplatz betrat.

„Gehaltet ihr Herren Diebe, daß ich euch bei den Ohren nehme, auf daß eure Ansichten über das private Eigentumsrecht nicht auf Treue gerechnet.“

„Schöne Gerten, die,“ unterbrach ihn der Korporal, der mit der Bakonille daherkam, und zog seinen Säbel, „gerade wie wir sie zu den Köpfchen gebrauchen.“

„Halt,“ warnte der Rächer ein.

„Sind Sie etwa der Eigentümer?“ fragte der Korporal.

„Nein, das sind Sie nicht. Gölten Sie also den Mund!“

„Aber ich bin der Rächer.“

„Nun also! Sie haben selbst nicht das Recht, diesen Hofstaat abzuschneiden, aber ich habe es.“

„Sollen die GeÙe über Eigentumsrecht vielleicht aufgehoben sein?“ fragte der Rächer.

„Für dieses Mal, mein guter Mann, unter den Waffen schweigen die GeÙe, und wenn Sie mich zum Eigentümer begleiten wollen, will ich Ihnen die Requisitionssache zeigen. Eier ist sie.“

„Sie gehen; doch kaum sind sie fort, als ein Eisenbahnwaggon auf der Spitze eines Trupps Arbeiter auftritt.“

„Er stellt seine Wasserwaage auf, macht Berechnungen, nimmt Bifex, macht Aufzeichnungen und verteilt die Arbeiter.“

„Dant den Busch dort fort, um damit anzufangen,“ sagte er. „Befragt, gelan.“

„Mit welchem Recht unterziehen Sie sich, Waldstrel zu werden?“ fragte der Eigentümer, der auf den Platz gekommen ist.

„Kraft Expropriationsgesetzes.“

„Gut, mein Herr, bitte.“

„Und der Eigentümer geht, mit dieser Erklärung zufrieden.“

„Gesellschaftlicher Eingriff ins private Eigentumsrecht,“ sagte der Korporal.

„Mit dem Recht des Zuletkommenden,“ bricht der Rächer aus.

„Seht wollen wir uns beileben, die Rüsse zu expropriieren,“ murmelte die Jungen.

„Ich mache Requisition,“ plapperte der Eichhörnchen.

„Kommt mit jetzt und sagt, daß es ein Eigentumsrecht gibt,“ piept die Haselmaus. Deutsch von E. Schering.

Für unsere Frauen

Weibliche Zünfte

Die Gegner der Frauenerwerbsarbeit sind immer noch sehr zahlreich. Die einen begründen ihre Gegnerschaft damit, daß sie behaupten, die Frau gehöre ins Haus. Sie vernachlässige ihre Pflichten als Hausfrau, Gattin, Mutter, wenn sie beruflich tätig sei. Eine Lösung der Frage, wovon eine Familie leben soll, wenn das Einkommen des Mannes den Lebensbedingungen nicht entspricht, haben diese Gegner der Frauenerwerbsarbeit aber nicht vorgeeschlagen.

Die anderen Gegner der Frauenerwerbsarbeit bekämpfen diese, weil sie sie als Konkurrenz ansehen. Sie fordern vor allem, daß Frauen in keinem Beruf tätig sein dürfen, der als spezieller Männerberuf angesehen wird. Diese Gegner bedenken nicht, daß eine ganze Anzahl Männer doch auch Berufe ausüben, die als Frauenberufe angesehen sind, ja, es scheint, als ob die Männer vorzüglich gerade für solche Berufe begabt sind. Wer z. B. ein besonders gutes Essen herstellen lassen will der beruft dazu meist Köche, nicht Köchinnen. Würde man aber mit Berufung darauf der Allgemeinheit der Männer zumuten, das tägliche Brot zu bereiten, so würde solches Verlangen gewiß häufig mit Genugtuung zurückgewiesen werden. Ähnlich ist es mit Schneidern, die von den Damen besonders hoch geschätzt werden, die Wert auf möglichst elegante Toiletten legen. Sie lassen sich ihre Haarfrisur auch lieber von Friseurinnen herstellen als von Frauen, die doch besonders sachverständig sein sollten in Anfertigung von jeder Art Kut. Von Seiten der Frauen ist gegen diese Art Konkurrenzarbeit meines Wissens noch kein Protest erhoben worden.

Dagegen stellt schon Adrian Peier, der als erster über das Handwerkerrecht geschrieben hat, den Satz auf: „Das männliche Geschlecht sei eine der unerlässlichen Grundbedingungen für die Aufnahme in eine Zunft. Die ganze gesellschaftliche Ordnung beruhe seiner Meinung nach darauf, daß jedes Geschlecht diejenigen Geschäfte übernehme, welche seiner Natur nach am angemessensten seien, der Mann die Erwerbsarbeit, die Frau die Küche, den Spinnrocken, die Kadel, die Wäsche, auch das Weben. Lichtergleichen und Seifensieden solle ihr noch gestattet sein. Das Mädchen sei zur Ehe bestimmt man könne nicht wissen, wen es einmal heiraten werde; eine gelernte Schneiderin sei aber dem Schmeide nichts näher. Außerdem könne man nicht allein in der Lehre lernen; von ungewanderten Junggefallen und gewanderten Jungfern werde aber beiderseits wenig gehalten. Der Umgang mit Männern in der Werkstatt sei in sittlicher Hinsicht nicht angefährlich. Endlich sei die Zunft eine öffentliche Einrichtung; das Meisterrecht sei mit sozialen Leistungen verbunden, wozu Weiber nicht taugten. Da die Zünfte nicht nur gewerbliche Vereine, sondern auch Unterabteilungen der Gemeinde waren mit rechtlichen, politischen, militärischen und administrativen Aufgaben, da sie die Verpflichtung zum Waffendienst mit sich brachten, ferner eine Reihe politischer Rechte, von denen die Frauen ausgeschlossen waren, läßt sich denken, daß man die Zulassung weiblicher Mitglieder für unzulässig hielt.“

Bei der großen Uebersahl von alleinlebenden, auf Erwerb angewiesenen Frauen ließ aber die ursprüngliche Zunftordnung sich nicht durchführen. Die Frauen suchten sich zu helfen durch die Einrichtung von Zünften, die bis auf ein oder zwei Zunftmeister das männliche Geschlecht ausschloßen. Die französischen Seidenspinnerinnen und Weberinnen, die Putzmadonnen, Stickerinnen und Goldschmiedinnen des 13. und 14. Jahrhunderts waren in solchen Zünften vereinigt, an deren Spitze eine Zunftmeisterin zu sehen pflegte. In Köln bestanden schon im 13. Jahrhundert verschiedene große weibliche Genossenschaften wie die der Spinnerinnen, Weberinnen und Stickerinnen. Auch die Garnmadonnen und Goldschmiedinnen bildeten geschlossene weibliche Handwerke, die Lehrlinge und Gesellen ausbildeten. Während die Weber seit dem 13. Jahrhundert ein eigenes Gewerbe in Männerhand war, blieben die Herrschaftsberechtigten, das Wollkämmen, Spinnen, Garnziehen, Spulen, noch lange Zeit in den Händen der Frauen. In Frankfurt a. M. standen sie unter der Aufsicht von zwei Mitgliedern des Rats und ihre Tätigkeit war an sehr eingehende Vorschriften gebunden. In der Frankfurter Weberordnung von 1377 haben wir das älteste Beispiel einer Regulierung der Frauenerwerbsarbeit durch öffentliche Gewalt.

Während wir im Mittelaltersleben finden, daß Chriemhild mit ihren Mägden den ausgehenden Roden des Gewand bereitet, arbeiteten in den ersten Schneiderzünften die Schneider